

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 2

Artikel: Ein Spektrum der Alten Schweiz
Autor: Schmidt, Georg C.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Spektrum der Alten Schweiz.

Von Georg C. L. Schmidt.

Nie zog die Schweiz die Bewunderung einer solchen Zahl fremder Schriftsteller auf sich, als gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Freude an der Schweiz floß auch zu keiner Zeit aus einer ähnlichen Vielfalt geistiger Strömungen.

Die meisten feierten die alte Eidgenossenschaft, weil sie allein in Staat und Wirtschaft die brennenden Forderungen der aufgeklärten Vernunft zu verwirklichen schien. Durch ein Jahrhundert glaubten so die Staatsdenker, die der französischen Revolution den Weg bereiteten, in den Landsgemeinden die unmittelbare Herrschaft des reifen Volkes zu finden, die vorbildliche Verfassung, die einzig den Grund zu wirklicher Vaterlandsliebe legen könne, da sie allein der Bürger Eigentum und Interessen unlöslich mit denen des Staates verschmelze. Kein Schweizer, sondern der Abbé de Mably plante deshalb zuerst, Wilhelm Tell, als dem Vorkämpfer der Demokratie, ein Denkmal zu setzen. — Der ausgeruhte Wohlstand einiger vom Krieg verschonter Gegenden, wo sich Landbau und Hausgewerbe glücklich ergänzten, verleitete die Kammern aufgeklärter deutscher Fürsten zu der irrigen Hoffnung, bei der bäuerlichen Masse der gesamten Eidgenossenschaft Erwerbszinn und Steuerkraft, Verstandesbildung und Wehrfähigkeit anzutreffen, von Zürichs ländlichen Untertanen all die Bürgertugenden wirklich gelebt zu sehen, die der Stadtarzt Johann Caspar Hirzel sehnsüchtig seinem einzigen Kleinjogg andichtete.

Doch kaum hatte das Bürgertum in Europa die entscheidenden Siege errungen auf dem Kreuzzug für seine diesseitige Vernunft, so begann sich die Jugend schon aus der verstandbeherrschten Ordnung weg in die ungehemmte Regellosigkeit zu sehnen, aus der Enge der Gesellschaft in die schrankenlose Einsamkeit, aus der durchdachten Zielstrebigkeit des Städtertums in ein unerforschtes Geheimnis naiver Natur, fern aller Zeit und Verantwortung. Ohne stets darum zu wissen, kamen Schweizer Naturforscher früh schon diesem Drang auf halbem Weg entgegen. Johann Jacob Scheuchzer, Horace de Saussure, Albrecht Haller gaben im barocken Lehrgedicht, in Forschungsberichten, die trocken ihre Funde an Gestein und Gletschern, Pflanzen und Getier herzahlten, den jungen Lesern einen schwachen „Begriff“ von der unnahbaren Einöde der damaligen Schweizer Berge. In weit höherem Maß wurden kurz darauf Salomon Gessner und Jean Jacques Rousseau zu Führern der Jungen. Denn sie erst befreiten die Freude am unberührten Dasein von den Trübungen wissenschaftlicher Vernunft, vertieften, stuften ihren Gehalt und gaben ihr die gültige dichterische Form. In ihrem Gefolge

fahndeten viele Fremde in den Alpen nach einem Arkadien sorgloser Schäfer, mochte Carl Victor von Bonstetten lange spotten,¹⁾ im Emmental seien die Hirtinnen würdiger von Anakreon als vom Mahler der Unschuld besungen zu werden.

Mehr noch bestimmte ein ganzer Stoß Reisebeschreibungen das Bild, das sich das Ausland gemeinhin von der Schweiz machte. Welch unbegrenzten Glauben diese Schilderungen fanden, läßt Uli Bräkers Tagebuch von 1791 ahnen²⁾:

Reisebeschreibungen machen, ist jetzt überall Mode geworden... Das wäre eben auch mein Lieblingsgeschäft... Es wäre mein Leben nur Helvetien zu durchreisen und meine Bemerkungen aufs Papier zu legen. Aber oho, da haperts. (In Wirklichkeit enthält Bräkers Nachlaß manchen Ansaß zu einer empfindsamen „Schweizerreise“; Zürich und sein See sind von niemand in jenen Jahren so beweglich gepriesen worden, wie vom Armen Mann im Todtenburg.) Darum schnappe ich alle Reisebeschreibungen fleißig auf und lese dieselben mit Vergnügen.

Wer sich durch die große Geltung in ihrer Zeit nicht davon abhalten läßt, die Berichte untereinander zu vergleichen, stellt oft wörtliche Übereinstimmung zweier Schriftsteller fest. Vergleicht er weiterhin den berechtigten Widerspruch, den sie bei wenigen, aber führenden Schweizern fanden, oder gar die Quellen zur zeitgenössischen Schweizergeschichte, dann springt ihm die Flüchtigkeit und Unbestimmtheit der Eindrücke der Reisenden in die Augen. So lag in jener Zeit allein schon in der sachlichen Schilderung der Schweizer Zustände ein großes Verdienst. Wenn ein Ausländer zudem noch den richtigen Maßstab der Bewertung fand, weder, wie Storr, größtentöterisch verurteilte, was er nie genau gekannt, noch jede Lebensäußerung des alten Regiments in alle Himmel hob, bloß weil sie schweizerisch war, so legte er einen Beweis beachtlicher kritischer Begabung ab.

Carl Julius Langes Briefe über die Schweiz und die Schweizer zeugen³⁾ lebendig für die beiden Gaben; ein nüchterner Blick für die

¹⁾ Neue Schriften, 1795; III, 60.

²⁾ Samuel Böllm, Ulrich Bräker, der Arme Mann im Todtenburg, ein Kultur- und Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert, 1923, 125.

³⁾ Der Stoff zu Langes Lebensgeschichte ist spärlich. Christian Gottlob Kayser, Vollständiges Bücher-Lexicon, enthaltend alle von 1750 bis zu Ende des Jahres 1832 in Deutschland gedruckten Bücher, Leipzig 1835, III, führt folgende Schriften Langes an:

1. Gesandtenmord unter Karl V., ein Beitrag einer Geschichte des Völkerrechts im 16. Jahrhundert, Hamburg 1799, Billlaume. 2. Freimüthige Betrachtungen über Hessens Schrift: Hamburg bestes Glück nicht von außen, Altona 1801, Hammerich. 3. Betrachtungen über die fünf Friedensschlüsse zwischen Frankreich, Oesterreich, Portugal, Altona 1802, Hammerich. 4. Über die Landung der Engländer in Holland, Hamburg 1800. 5. Historische und politische Betrachtungen über die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein, Berlin 1804, Dunder & Humblot.

Eben dort finden sich folgende Zeitungen, die Lange herausgab:

1. Neueste Staatenkunde, Journal für Regenten und Völker, 4 Stücke, Hof 1798, Grau. 2. Deutsche Reichs- und Staats-Zeitung, 1 Jahrgang, Bayreuth 1797. 3. Die Chronik, ein Journal, Hamburg 1802, Nestler. 4. Hamburg und Altona, ein Journal zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks (ge-

Tatsachen ging Hand in Hand mit dem Ahnungsvermögen für die Möglichkeiten gesunder, sinngemäßer Fortentwicklung der gegenständlichen Welt, das noch immer die beste Grundlage für eine wertende Kritik geboten hat.

Um seinen Abstand von den landläufigen Schilderungen der Schweiz hervorzuheben, verriet Lange ein ironisch gemeintes Rezept, Schweizerreisen zu schreiben, das er in einem abgelegenen Gasthof gefunden haben wollte:

Es gibt für die Schriftstellerei keinen wohlthätigeren Gegenstand als die Schweiz. Die vielen Berge. Und die Alpen! Und die herrliche Milch! Und die Seen und die Wasserfälle! Und die großen Forellen! Und die Silberbäche und die Gletscher! Und das fette Vieh. Und die grauen Eichen und das lispelnde Gebüsch. Und die unvergleichlichen Käse. Und die Feenlauben, und die schauervollen Hölen. Und die frische Butter. Und die Aussichten!

Auf den Titel kommt sehr viel an. „Philosophische Wanderungen in der romantischen Schweiz“?.. Oder „Blicke in die Schweiz“?.. „Tritte eines Alpenbesteigers“?.. Oder wollen Sie etwas ganz Neues: „Auswall meiner seligen Empfindungen in der romantischen Schweiz nebst einigen rührenden Erzählungen für gute und empfindsame Christen in einsamen Stunden“...

Die wenigsten Schweizerreisen — so tröstete sich Lange — werden heute gelesen, und die, welche noch gelesen werden, werden eben so schnell vergessen, als sie gelesen sind. Sie begreifen also, daß ein Schriftsteller hier freie Hand hat, seine Vorgänger nach Herzenslust zu bestehlen. Die Rezensenten gehen mit nichts so schonend um, als mit Büchern über die Schweiz. Wenn der Herr Professor X. den Pissevache von der nördlichen Seite betrachtet hat, so betrachte ich ihn von der östlichen Seite... Welcher Verleger darf mich darum einen Plagiaristen nennen, weil ich gegen Osten eben so süß, eben so entzückend schwärme, als meine Vorgänger gegen Norden geschwärmt haben? (I, 206—226).

Lange schwebte im Gegenteil das Ziel vor, den Mythos zu durchdringen, der die Schweiz blendend umgab, und nur beobachtete Wirklichkeit aufzuzeichnen. Ob er damit den Geschmack eines Lesers verletze, galt ihm gleich. Um irgendwelche Kritik zu beurteilen, wäre es auch heute von Vorteil, weniger darauf zu sehen, ob sie in gewählter, feiner Form auftrete. Wichtiger ist, ob sie dem letzten, obersten Anspruch auf Sachlichkeit genüge.

meinsam mit J. D. K. Curio). 5. Der nordische Merkur, ein Journal historisch-politischen und literarischen Inhalts, 3 Bände, Berlin 1805, Dunder & Humblot. 6. Der deutsche Herold, 77 Stücke, Berlin 1806, Späth. 7. Der Telegraph, eine politische Zeitung, Berlin 1806—8, Späth.

Ludwig Salomons Geschichte des deutschen Zeitungswesens (2. Aufl., Oldenburg und Leipzig 1906, II, 178, 182—4) entnehmen wir, daß Mitte Oktober diese letzte Zeitung in „Den Neuen Telegraphen“ umgetauscht wurde. Sie verherrlichte Napoleons I. Politik in Deutschland, war deshalb eine der wenigen Zeitungen, die die Berliner Zensur zuließ. Als in Preußen der Willen zur Befreiung sich regte, war Lange deshalb einer der meist gehaßten Männer Berlins. Ludwig Kellstab, der Schubert so manchen Liedertext gedichtet hat, rühmte sich, eine grobe Karrikatur Langes viele Jahre hindurch in seinem Zimmer hängen lassen (Aus meinem Leben I, 113).

Lange scheint diese öffentliche Verachtung nicht haben verwinden zu können; denn er starb 1813.

Der Verstoß wider die Wahrheit — bekannte Lange — bleibt immer der nehmliche, ob hin und wieder aus Vorsatz, oder Unwissenheit, aus Mode-sucht oder Schüchternheit, das gilt gleich. Wenn wir so grün, so unabgehobelt und unabgerieben, in ein fremdes Land treten; wenn wir vom Katheder herabsteigen oder aus der Studierstube hervorkriechen, und an der Seite einer geliebten Gattin so eine kleine Lustreise ins Schwabenland machen, oder uns gar bis in die Schweiz versteigen; so scheint uns, gleich den Kindern, alles so neu, so bunt, so schön!

Ich bin nicht hierher gekommen, zu empfindeln, und zu weinen; sondern um zu sehen, zu hören und zu prüfen ... um Ihnen das, was ich bemerkt und geprüft habe, wie ein Mann dem andern vorzulegen (I, 9).

Das gesamte Schweizer Leben wollte er, als echter Aufklärer, der Kritik unterwerfen, auch den Staat.

Die Ausländer können nicht, und die Einwohner sollen nicht, dürfen nicht davon reden. Welch ein Ding wird man denn am Ende aus der Regierung dieses Landes machen wollen, wenn es so beschaffen ist, daß weder Ausländer noch Eingeborener nicht einmal davon reden kann oder darf? —

Und wozu endlich alles dieses Verkappte, Vertuschte, Heimliche..? Raum gibt es ja in den Handlungen der Menschen etwas Geheimes mehr. Das Vergangene zeigt so klar, was man von der Zukunft zu erwarten hat, daß weder in der Seele des Rabinetts, noch in der Seele des Ministers etwas mehr verborgen ist (I, 84—85).

Vor überheblichem Lob bewahrte Lange allein schon der Verdacht, allzu viel Ruhm helfe den Schweizern nur, „mit ihrer Sonne und mit ihrer Lust einen sehr einträglichen Wucher zu treiben“; da doch „der gemeine Schweizer — und diese Klasse ist hier nicht geringe — die ganze schweizerische Natur nur als den Makler seiner Finanzoperationen betrachtet“.

Ein Bericht über die Reise sollte die Behauptung begründen:

Es gibt hier ... kein Postfuhrwerk; man kennt weder ordinaire noch Extra-Posten. Will man sich von einem Ort zum andern begeben, so muß man sich durch Lohnkutscher dahin bringen lassen. Da kostet denn ein Wagen mit zwei Pferden auf acht schweizerische Stunden ... zwölf Gulden Reichsgeld... Von Schaffhausen nach Zürich rechnet man acht schweizerische Stunden, und das ist eine Tagreise... Und auf diese Art wird durch die ganze Schweiz gereist... Das läßt sich leicht erklären. Die Gastwirthe in der Schweiz sind reich; die meisten unter ihnen haben Staatsbedienungen, oder sitzen doch wenigstens im Rath. Nun ist es ja wohl natürlich, daß diese Herren ihren Einfluß dazu anwenden werden, das schnelle Reisen zu verhindern. Mehr als ein Gastwirth ... sagte mir sehr naiv: „Mein Herr, die Schweiz ist ein kleines Ländchen; wenn das Extra-postreisen bei uns gebräuchlich wäre, so würden viele Fremde in wenigen Tagen die ganze Schweiz durchfliegen, und was sollte da aus unserm Metier werden?“

Das klingt freilich etwas egoistisch — gestand Lange —, aber es ist Methode darin. Es beweist sehr klar, wie sich hier alles die Hand bietet, um den Fremden als ein einträgliches Importations-Produkt zu benutzen.

Wer deshalb der Ökonomie (= Ersparnisse) wegen nach der Schweiz kommt, der möchte eben so wohl der milden Luft, oder der Empfindsamkeit der Einwohner wegen, nach Kamtschatka reisen (I, 39—42).

Wenn er sich auch schwer geschoren fühlte, so konnte Lange seine Achtung der besonderen Begabung der Schweizer zum Gastgewerbe nicht

ganz versagen. Geschichtlich gesehen, liegt in dieser Begabung eine der Voraussetzungen zur vielgestaltigen „Fremden-Industrie“ des XIX. und XX. Jahrhunderts. Un sich brauchte und braucht die Schweiz sich dieser Form des Erwerbs nicht zu schämen; denn sie verlangt vom Unternehmer ein größeres Vermögenswagnis und die straffe Leitung eines schwerer zu übersehenden, mannigfaltigeren Betriebes, als mancher Zweig der ausländischen Wirtschaft.

Ein zweiter Grund, weshalb Lange nicht in die übliche Schweizerbegeisterung des endenden achtzehnten Jahrhunderts einstimmte, liegt darin, daß ihm der etwas engstirnige, sich selbst vollkommen genügende Geist, der die Regenten in den Stadtterritorien der alten Eidgenossenschaft beseelte, in der Seele zuwider war. In seiner Frühzeit war Lange schon vom aufgeklärten Naturrecht durchdrungen; davon hatte er in seiner Abhandlung über Gesandtenmord unter Karl V., einem Beitrag zum *Völkerrecht* des XVI. Jahrhunderts, Probe abgelegt. Vor seinen Augen hatte sich nun die französische Revolution, die das Naturrecht verwirklichen wollte, siegreich gegen Feinde von innen und außen behauptet. Hinzu kommt, daß der andauernde Erfolg des Umsturzes jenseits des Rheins das deutsche Denken ganz allgemein aus seiner Ruhe aufgestört hatte; plötzlich standen Werte in Frage, schienen Ordnungen erschüttert. So machte, in den Augen der maßgebenden Deutschen, auch die halb polizeiliche, halb väterliche Landesherrlichkeit, die die Schweizer Städte bisher als leuchtende Vorbilder über ihre Gebiete geübt hatten, als Wirklichkeit und als Grundsatz eine schwere Krisis durch. Mit etwas Weitblick konnte mancher ahnen, daß Deutschland, gleich wie die Schweiz, sich unter dem Druck von Westen zum national geeinten Staat fortbilden müsse. Der schweizerischen Überlieferung entsprach es am ehesten, wenn die Zusammenfassung der Gliedstaaten auf der Grundlage des Volksstaates geschah. Deshalb hatte es Mitte der Neunziger Jahre kaum großen Sinn, an der Eidgenossenschaft mit einem andern Maßstab Kritik zu üben, als mit dem Ideal der gerecht und vernünftig alle Ansprüche ausgleichenden Demokratie.

Lange bewies schon durch die zwei Vorwürfe, die er der Schaffhauser Gesellschaft macht, wie sehr er im Banne Rousseaus stand. Zum ersten klagte er, sie wisse das Gut gar nicht zu schätzen, das sie im *Rheinfall* besitze:

Sonderbar, daß die Einwohner der Stadt, auf den dem Fall gegenüber gelegenen Anhöhen, keine Landhäuser gebaut haben. Wie könnte man wohl, in einer Aug' und Seele hinreißenden Nachbarschaft wohnen? Aber die Schaffhäuser scheinen überhaupt wenig Gefühl für das Große und Erhabene zu haben. Der Rheinfall scheint ihnen eine Naturgabe zu sein, die dazu bestimmt ist, ihre Stadt mit Fremden anzufüllen. . . Sie sind dem Stadtleben sehr ergeben; sie besuchen mit religiösem Eifer ihre Kotterien, oder gehen in die Krone, und andere dergleichen Häuser, wo die Schaffhauser und Berner Zeitungen, mit Tabak und Bier gewürzt, ihnen die herrlichste Unterhaltung gewähren, und zu . . . Kannegießern Anlaß geben (I, 12—13).

Zum zweiten wunderte er sich höchlichst, in einer Stadt mit *zünftiger* Verfassung — ihre aristokratische Umwandlung hat vor-

züglich Th. Pestalozzi-Rutter entwickelt — auf adlige Prätention zu stoßen.

Ich bin hier in verschiedenen so disant vornehmen Gesellschaften gewesen. . . Ich war hierauf . . . gar nicht vorbereitet. Ja, . . . ich konnte es auch alsdann, da ich schon das Glück hatte, mich darin zu befinden, nicht einmal so recht merken, daß sie so vornehm waren, wenn ich nicht zufällig wahrgenommen hätte, daß man sich . . . wechselseitig mit Junker und gnädigen Herrschaften regalirte. — Der Name Junker nun gar, der . . . in der ganzen Schweiz so gäng und gebe ist, klingt vollends so possierlich. . . Fast in ganz Deutschland, wo man wirklichen Adel trifft, nennt man die ganz kleinen . . . Knaben Junker. Wenn aber in einer erlauchten Gesellschaft in der Schweiz, ein alter steifer Herr von sieben und sechzig Jahren . . . Junker genannt wird, . . . so wird einem doch bei dem ganzen schweizerischen Adel . . . gar wunderbarlich zu Muth.

Was soll auch endlich diese Farce, was soll dieses adelige Affenspiel, dieses kindische Anmaßen adeliger Rechte, die übrigens von niemand, weder auswärts, noch in der Schweiz, geachtet werden (?)? Und wie läßt sich dieser Kizel für adlige Distinktionen bei einem Volke rechtfertigen, ja nur entschuldigen, dessen Ahnen so viel Blut vergossen haben, um die Rechte und Vorzüge, die der Geburt anfleben, zu vertilgen? (I, 23—25).

Gleich hart urtheilte er von der Art, wie die Jugend zu dieser aristokratischen Lebensform herangebildet wurde; aus Bern, das in dieser Hinsicht bei den patrizischen Familien als Vorbild galt, schrieb er:

Die männliche Jugend, besonders die von Stande, lebt hier in einem beständigen Taumel von Sinnlichkeit und Genuß. Mit der größten Sorglosigkeit werden die frühern Jahre den rauschenden Vergnügungen, der Lippigkeit und dem Müßiggange aufgeopfert. Warum sollte man sich auch der beschwerlichen Mühe, Kenntnisse zu erwerben, unterwerfen, da man gewiß ist, daß Geburt und Familienanhang die Lücken der Erziehung und der Kultur, den Mangel des Fleißes und der Gelehrsamkeit so vollkommen . . . ersetzen? Hier kommt es nur darauf an, daß der junge Mann von Familie nur erst das wahlfähige Alter erreicht hat; das übrige folgt von selbst. — Hat er einmal das neun und zwanzigste Jahr zurückgelegt, so ist der liebe Junker wahlfähig. Und — gleichviel, wie plan- und sinnlos er diese neun und zwanzig Jahre verschwendet hat, — er erhält ein Amt; er erscheint im Senat und wird nun — Kraft seiner Geburt und seines Alters — Gesetzgeber, Regent, Beschützer des öffentlichen Wohls (I, 180—181).

Hält man die Beschämung, mit der Samuel Werdt von Toffen und Carl Victor von Bonstetten von ihren Berner Jugendjahren berichteten, mit dem leidenschaftlichen Widerwillen zusammen, den Philipp Emanuel Fellenberg eine Generation später dem verflachenden „moule bernois“ entgegenbrachte, so sieht man, daß Lange im Großen und Ganzen richtig urtheilte.

Weniger wurde er der unübersichtlichen Fülle von Ämtern und Rammern gerecht, mit der die Berner Obrigkeit regierte. Für ihn erklärte sie sich restlos aus dem eigennützigen Willen des Patriziats, sich den Staatsdienst lohnender zu gestalten, so wie ein Marxist etwa den modernen Imperialismus ausschließlich vom wirtschaftlichen Interesse des Handels, der Industriellen und Banken her deutet. Heute leugnen wir den Grund, den Lange angibt, durchaus nicht, obwohl viele Stellen ehrenamtlich versehen wurden. Weit mehr Bedeutung sprechen

wir jedoch dem Umstand zu, daß der Rat, in echt mittelalterlichem Geist, sachverständige Kollegien ernannte, wie der Augenblick es eben forderte, ohne zu sehr darauf zu achten, ob Arbeitsfeld und Machtbefugnis eines jeden Amtes sauber abgegrenzt und klar geordnet waren. Doch für einen Menschen wie Lange, den das klare System des Rechtsstaates begeisterte, war der vernunftgemäße, übersichtliche Aufbau der Verwaltung unbedingtes Erfordernis. Von seiner geistigen Herkunft aus läßt es sich erklären, daß Langes Verständnis entgleiste beim Anblick der überwältigenden Fülle von Beamtungen. Traf er in Bern doch:

einen großen und kleinen Rath; einen Geheimen Rath; einen Kirchenrath, ... ein Kriegs-Collegium, und mancherlei Kammern und Ämter, die ins Unendliche gehen. Die Frage ist nun: ob dreißig tausend Menschen nicht auch mit weniger Weitläufigkeiten, mit weniger Hofus und Pokus, weise und glücklich leben können? In einer jeden dieser Kammern und Kommitteen sitzen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Rathes. Und so geht das Berichten und Appelliren aus diesen Kammern und Collegien an die höheren Instanzen, und das Befehlen und Rescribiren und Requiriren von den höheren Instanzen an ihre Committeen und Kammern ins Unendliche. Und dieser beschwerliche Schnedengang vervielfältigt die Geschäfte und verursacht eine Langsamkeit in den Staats-Operationen, die nicht träger von Statuten gehen könnten, wenn Schach Solo oder Sultan Wampum sie organisirt hätte. Was ist die Ursache...? ... Man weiß nicht, wo man mit den vielen jungen Leuten hin soll, die für den fremden Kriegsdienst entweder nicht geschickt, oder nicht geneigt sind; man erfindet also neue Collegien, neue Kammern und Committeen; setzt den einen jungen Mann in diese, den andern in jene Kammer, und vergrößert und vermehrt mit dieser ... Vervielfältigung der Staatsgeschäfte seinen Rang, seinen Einfluß, und mit ihnen die Mittel seiner Erhaltung (I, 182—185).

Vom selben Willen zum Rechtsstaat war Langes Kritik an der Rechtspflege der alten Obrigkeiten getragen; bemerkenswert, daß erst gegen Ausgang der Restauration ein Einheimischer, Staatsanwalt Heinrich Escher, Ähnliches am Zürcher Gericht rügte wie die „Briefe über die Schweizer“:

Ich gehe an die Gerichtshöfe und finde — kein Gesetzbuch. Die Halsgerichtsordnung Karls des Fünften liegt dem peinlichen Recht mit einigen Modifikationen und Zusätzen zugrunde.

Ich suche Richter, die das Recht studirt haben, und finde gemeine Bürger, die mit der Rechtsgelahrtheit völlig unbekannt sind (Übertreibung)... Aber die Richter haben den ausgedehntesten Raum, das Gesetz nach ihren Begriffen, nach der ihnen so scheinenden Billigkeit, ... Willführ, ... Laune zu deuten. Kann man sich darum nie irren, weil man eine Zeitlang nicht geirrt hatte — gibt Lange den Richtern zu bedenken. — Haben wir darum Recht, weil uns der zufällige Ausgang nicht verdammt?

Der Angeklagte wird nicht öffentlich, sondern bei verschlossenen Thüren in dem Kerker, worin er leidet, nur von zwei Gerichtspersonen und einem Sekretär verhört. Dem Delinquenten ist auch kein Defensor gestattet. Hier ist also an keine Rettung der durch Schüchternheit, Angstlichkeit ... sich bloß gebenden Unschuld, noch an Minderung der wirklichen Schuld zu denken. Der Spruch der hiesigen Blutsrichter ist kein bloßer Spruch von sterblichen Menschen, — sondern die Äußerung von einer Art übernatürlicher Wesen (gegen Todesurteile gibt es keine Appellation!), die gleich einer zweiten Schöpfung ihren Willen ... realisirt sehen. Nur mit dem Unterschiede, ... daß es nicht in ihrer Macht stehe, dem Nichtvorhandenen

gebieten zu können: es werde! Aber sie können ihrem Nebenmenschen zurufen: er vergehe! und er ist vernichtet (I, 74—80).

Dem aristokratischen Regiment, das Bern in der Schweiz klassisch darstellte, hielt Lange die Zunft Herrschaft in Basel und Zürich gegenüber, die, wesentlich wirtschaftlich interessiert, gegen das flache Land staatsrechtlichen Merkantilismus übte, indem sie es zwang, alle überschüssigen Nahrungsmittel im Territorium, an obrigkeitlich geordneten Märkten, und alle Erzeugnisse der Hausindustrie ausschließlich städtischen, ja nicht auswärtigen Verlegern zu verkaufen, und indem sie der Bauernschaft alle Staatsämter, Offiziersstellen bei Miliz und Soldtruppe, alle Pfarren, ja auch die Leitung eines selbständigen textilen Verlags vorenthielt. Daß die wirtschaftliche Bevorrechtung der Stadt Langes Kritik wachhielt, versteht sich von selbst.

Diese zweitausend Bürger der Stadt . . . besitzen und üben eine völlige Souveränität über die übrigen Einhundert und acht und sechzig tausend Einwohner des Staats! Sie haben allen Handel, allen Verkehr, alle Ämter, alle Ehrenstellen, alle Gewalt, alle damit verbundenen Vortheile ausschließlich unter sich vertheilt. . . Es kann auch weder in Zürich noch in den Munizipalstädten, noch auf dem Land . . . kein Eingeborner eine Pfarre erhalten, wenn er nicht ein Züricher Bürger ist. So haben zweitausend (nochmals die Zahl!) Züricher nicht nur den irdischen, sondern auch sogar den himmlischen Verkehr des ganzen Kantons auf eine unerhört eigenmächtige Art monopolisirt. Daher die kleinliche, verächtliche Staatsmaxime, daß die gnädigen Herren von Zürich so selten einen Eingebornen ihres eigenen Kantons — an Fremden ist gar nicht zu denken — das Bürgerrecht der Stadt Zürich angedeihen lassen. Es ist bekannt, daß die Züricher in einem Zeitraum von hundert und siebenzig Jahren keinen neuen Bürger aufgenommen haben. . . Daher ist der Reichthum auch nur in wenigen Händen; unter deß die Mittellasse, die größere Summe des Volks, in stiefmütterlicher Vernachlässigung schmachtet (I, 67—73).

Vielleicht mißt man dem verfassungsmäßigen Unterschied zwischen den eigentlichen Aristokratien und den Zunft Herrschaften heute etwas zu viel Bedeutung bei. Lange fand, daß auch in Basel strenge, beinahe absolutistische Herrschaft über das Land geübt werde:

Auch die Verfassung dieses Kantons neigt sich sehr zur Oligarchie. Auch hier kann nur der Baseler Bürger zu obrigkeitlichen Stellen gelangen. Auch hier ist der Landmann nicht nur von allem Einfluß der Regierung, sondern von manchen andern Rechten und Vortheilen ausgeschlossen. So ist ihm z. B. die Jagd untersagt; und überhaupt darf der Bauer seinen Stand nicht verändern; er kann weder Kaufmann noch Gastwirth (die Tabernenrechte waren nämlich beschränkt an Zahl), noch sonst irgend ein bürgerliches Gewerbe treiben. Dem Baseler Bauer ist weiter nichts erlaubt, als der Sklave des Reichern zu seyn (II, 9—10).

Während sich, nach Langes Schilderung, die Machtgeltung des Berner Patriziats wesentlich auf vornehmer Abstammung, staatsmännischer Begabung des Einzelnen und imponierendem Auftreten des ganzen beborrechteten Standes gründete, entsprang die Vormacht der Baseler Bürger schaft wirtschaftlicher Überlegenheit. Daß die Herrschaft nicht in „menschlicher Werthöhe“, sondern in eindeutig „sachlichem Vorrang“ wurzelte, machte sie in den Augen des Untertans um nichts

liebenswerter, gab ihr vielmehr den vielseitigen, unumgehbaren Charakter der lastenden Organisation; denn die Fehlbarkeit des herrschenden Menschen gegenüber der ihm anhaftenden „Wertprätention“ ist viel leichter zu entdecken, als die unpersönliche Macht der Organisation zu durchbrechen.⁴⁾

Auf der andern Seite bahnte sich auch in den bürgerlich gearteten Zunftstädten gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts eine Aristokratisierung der Lebensform an; die Beobachtungen Langes über die Beschränkung der Zahl städtischer Bürger in Zürich und Basel, über die „Vornehmheit“ der Schaffhauser Gesellschaft wurden oben mitgeteilt. Wie sehr die Basler Geschlechter sich gegen außen und unten abschlossen, zeigt der Ausruf:

Mir ist noch nichts steiferes, kälteres, eingeschränkteres, heimgezogeneres vorgekommen, als die Gesellschaften in Basel. Es herrscht hier eine Verwandtensucht, die den Fremden überall zurückstößt. Der Fremde bleibt hier fremd sein Lebenslang. Da sich gewisse Personen zu gewissen Tagen das ganze Jahr hindurch sehen, so kursieren auch gewisse Ideen, ... Redensarten, ... Witz, ... Laune, die, so geringhaltig sie auch immer seyn mögen, einen konventionellen Wert haben, und in den geschlossenen Zirkeln als eine sehr gangbare Münze genommen und gegeben werden. Der arme Fremde, der weder geben noch nehmen kann, steht dann als ein überflüssiges Wesen da, mit dem man aus Mangel oder — Reichtum an Kultur — beides dem Verhältniß nach gleich große Fehler — keinen Verkehr haben kann. Hat man sich nun lange genug mißverstanden, geängstigt; hat man die vorgeschriebenen Stunden im Seelenlosen Gespräch endlich getötet; so würgt man etwas Gebratenes oder Gefottenes, und einige Gläser Wein herunter, und — nachdem der Hausherr durch zwei- oder dreimal widerholtes Gähnen, das Signal zum Aufbruch gegeben hat — steht man auf und empfiehlt sich. Und Zusammenkünfte von der Art, nennt man hier die Freuden der Geselligkeit, die Würze des Lebens (II, 29—30).

Neben der gesellschaftlich-politischen war es auch die wirtschaftliche Struktur der Schweizer Orte, die Lange Anlaß zu kritischen Betrachtungen gab. So konnte er mit Recht daran zweifeln, ob die schweizerische Textilindustrie, deren Widerstandskraft damals auf einer verhältnismäßig billigen, gut geschulten Arbeitskraft, auf überragendem Kapitalreichtum gegründet war, auf ewige Zeiten sich derselben Blüte freuen könne wie während der vergangenen vier Jahrzehnte:

So sehr ich den Flor der Züricher Fabriken bewundere, und so sehr ich mich über den Wohlstand freue, der in Zürich und in einigen andern Orten des Kantons so sichtbar ist; so bin ich doch bei weitem nicht geneigt, diesen Flor der Fabriken, diesen Handelsgeist und diese Reichtümer als das Summum bonum irgend eines Volkes, am wenigsten aber eines freien Volkes zu betrachten. Ich wollte wohl behaupten, daß die meisten Fabriken, besonders aber solche, die nur dem Luxus und der Prachtliebe der Übermüthigen fröhnen (Lange dachte wohl an die Seidenstoff- und Seidenbandindustrie, an die Stickereien der Ostschweiz), in einem Freistaat eben so nachtheilig als gefährlich sind. Die Republik ist in der That sehr übel ge-

⁴⁾ Vgl. Aurel Kolnai, Die Machtideen der Klassen, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik LXII, 1929, Heft 1. — Die „Schreckensherrschaft“, die zwei Schaffhauser Handwerker, als Landvögte, in Hallau geübt haben, schildert Th. Pestalozzi-Kutter im zweiten Band seiner Kulturgeschichte.

gründet, deren Existenz von der Gnade einiger Fürsten, von der Mode, oder von der Konkurrenz einiger Nebenbuhler abhängt. — Wie? Wenn ein anderes erfindsameres Volk endlich die Kunst entdeckt, die nehmlichen oder ähnliche Waaren schöner, besser und wohlfeiler zu verfertigen? — Oder, wenn die Mode oder die Laune der Vornehmen auf ganz andere Zeuge verfallen? — Oder, wenn einige nahe oder fern wohnende Fürsten den schweizerischen Waaren den Eingang in ihre Länder schlechterdings versagen (diese Gefahr lag für solche Güter des „peripheren Bedarfs“ in jener merkantilistischen Epoche der Handelspolitik wirklich nahe)?? Wie will man alsdann zwischen sechzig und siebzig tausend gemeine Arbeiter, die alle Woche richtig verzehren, was sie erwerben, vom Mangel, vom Bettelstabe retten? Wie will der in Geld schwimmende Fabrikant seine Aппigkeiі fortsetzen? — Wird man in solchen Fällen das Volk glücklich schätzen, das den nützlichen, den wohlthätigen Feldbau vernachlässigt und sich auf die Künste des Luxus und der Moden verlassen hat? (I, 111—113).

Heute lohnt sich die Bekanntschaft mit Langes Briefen nicht so sehr der Tatsachen wegen, die sie dem Bild da und dort hinzufügen, das wir uns von der Schweiz am Ausgang des alten Regiments machen. Wichtiger ist das Licht, in dem sie die Zustände jener Jahre erstehen lassen. Denn wenn wir lesen, wie sehr die Eidgenossenschaft damals dem Ausländer, der von Rousseaus Naturrecht durchdrungen war, zu denken gab, so verstehen wir leichter, daß auch Schweizer wie Peter Och und Paul Usteri, die ihre Standesgenossen um ein wenig an Weitblick überragten, aus wirklicher geistiger Not heraus mit der starren Enge der alten Formen zu brechen suchten.

Wenn man sich im Gegenteil oft nicht genug darüber wundern kann, daß die Obrigkeiten den Forderungen so wenig entgegenkamen, die die Untertanen, seit der Festigung des revolutionären Regiments in Paris, mit steigendem Nachdruck geltend machten, so vergißt man, daß der ehrliche Wille vieler Patrizier, die landesväterlichen Stadtstaaten aus ihrem eigenen Geist heraus zu erneuern und zu verjüngen, in den Sechziger und Siebziger Jahren bei einem Teil der Regenten und vor allem beim Untertan auf schwere Hindernisse gestoßen war. Teilweises Entgegenkommen hätte den Revolutionären der Neunziger Jahre auf die Dauer nicht genügt. Hätte die herrschende Schicht sich doch zu einer Umgestaltung des Staates im Sinne Rousseaus hergegeben, so hätte sie ohne Zweifel mit der ehrwürdigen örtlichen Überlieferung brechen und von vorneherein auf allen politischen Einfluß verzichten müssen. Deshalb ließen, die an der Spitze der alten Staatswesen standen, den politischen Geist des jungen Frankreich gar nicht erst an sich herankommen; sie bekämpften ihn als fleischgewordene Unruhe, Unfrömmigkeit und Gewalttätigkeit. Welche Haltung sie vom Untertan erwarteten, drücken die „Verse“ prächtig aus, die der Zürcher Johannes Bürkli⁵⁾ einem Bauern in den Mund legte.

Mit Freudenthränen dank ich dir, oh Himmel,
 Werf ich aufs Zeitungsblatt den Blick,
 Daß fern vom Kriege, fern vom Stadtgetümmel,
 Ich koste stiller Freiheit Glük. . .

⁵⁾ Vgl. seine „Auserlesenen Gedichte . . .“, Bern 1800, 38—40.

Ich lese gern in staubiger Chronik,
 Die Heldenthaten alter Zeit;
 Doch niemals wünschte sie mein Stolz zurüke,
 Hoch lebe Ruh' und Einigkeit...
 Mehr Freiheit, sagt man, herrsch in Frankreichs Staate:
 Glück zu! ich bin ein Freiheitsfreund.
 Doch trau ich meines Pfarrers gutem Rathe,
 Das Bessere sei des Guten Feind.
 Wenn sich mein altes Kleid zu meinem Wuchse schiet,
 Nicht um mich flattert, mich nicht drückt;
 Behalt ich's: weiß ich denn, ob es dem Meister glühet,
 Daß mich ein neues besser schmückt?
 Des Menschen Looße sind nun sehr verschieden,
 Arm sind die einen, andre reich;
 Ich bin nicht arm, nicht reich, ich bin zufrieden,
 Macht uns das Grab doch alle gleich!..
 Verschieden sind ja sehr die menschlichen Figuren,
 Mein Freund ist häßlich, ich bin schön,
 Die ganze Schöpfung trägt des Wechsels Spuren,
 Und Weilchen blühen wie Lilien.

Kriegsschulden und Reparationen.

Von Josef Winschuh, Berlin.

Amerika am Hebel.

Die Bank für internationale Zahlungen ist gegründet, der Youngplan beginnt zu laufen. Wird er durchgeführt werden können oder von neuem revidiert werden müssen, wie das beim Dawesplan der Fall war? Gegen den im Ausland herrschenden Optimismus sprechen viele Gründe, an erster Stelle der Zweifel, ob die deutsche Tragkraft und Leistungsfähigkeit den Belastungen gewachsen sein wird. Aber auch abgesehen von diesem wichtigsten Problem kann der Youngplan nicht der reparationspolitischen Weisheit höchster und letzter Schluß sein. Er muß im Interesse einer gesunden weltpolitischen Entwicklung und der Gerechtigkeit als eine weitere Etappe auf dem Wege betrachtet werden, der das Reparationsproblem aus dem Zustand des Zahlengrößtenwahns zunächst in den realen Erfüllungsmöglichkeit überführt und es möglichst bald aus der Welt schafft.

Will man die Dynamik der Reparationen, ihre bisherige Gesetzmäßigkeit und heutige Zwangsläufigkeit begreifen, so muß man die Verstrickung der alliierten Kriegsschulden an Amerika und ihre Verknüpfung mit den deutschen Reparationen nüchtern betrachten. Hier liegt heute nach dem Abebben der Kriegsleidenschaften der eigentliche Schlüssel zum Mechanismus des ganzen Reparationsproblems, und Amerika hält diesen Schlüssel in der Hand.

Wie sieht diese Verstrickung der Kriegsschulden aus, und inwiefern beeinflusst sie das Reparationsproblem? Nicht nur das besiegte Deutsch-